Foto: Keystone/Valeriano di Domenico

Der Preis der Vielfalt

Wer konnte, zog vor 40 Jahren aus der Stadt. Heute lockt diese stärker denn je – doch im urbanen Umfeld kommt es immer häufiger zu Konflikten. Das ist eine Folge der gesellschaftlichen Entwicklung zum Individualismus.

von Benjamin Gygax

Ich wohne in der Stadt. Hier bin ich aufgewachsen, und hier fühle ich mich heute immer noch zu Hause. Die Angebote der Stadt möchte ich nicht missen. Damit gehöre ich in der Schweiz zu einer Mehrheit. Fast drei Viertel der Schweizer Wohnbevölkerung leben in den grossen Agglomerationen. Zugleich suche ich aber auch etwas Ruhe und Natur. Weil ich auch das in der Stadt gefunden habe, gehöre ich zu einer privilegierten Minderheit. Ich schätze sehr, dass ich nach zehn Gehminuten die Innenstadt erreiche – aber auch den Waldrand. Nutze ich diese Möglichkeit, in die Natur zu gehen, oft? Wenn ich ehrlich sein soll: nicht sehr. Und dennoch bedeutet diese Lage für mich Lebensqualität.

Der Traum vom urbanen Idyll

Hin und wieder geht mir das städtische Leben aber auch auf die Nerven: Manchmal reissen mich mehrmals pro Nacht die Sirenen auf der benachbarten Einfallstrasse aus dem Schlaf; gelegentlich machen auch Teenager auf ihrem nächtlichen Heimweg eine lautstarke Pause in unserem Hof. Und wenn in der Innenstadt nach einem Fest der Müll kniehoch liegt und es an jeder Ecke nach Urin stinkt, fühle ich mich fremd in «meiner» Stadt. Die Nachteile, die zu einer Stadt gehören, will man eben lieber nicht hinnehmen: Nähe zum Flughafen, aber bitte ohne Flugzeuglärm, Street Parade ja, aber ohne Müllberge, Ausgehviertel gern, aber ohne Gegröle – und am Sonntagmorgen ein frisches Gipfeli in der Quartierbäckerei, aber bitte keine Lieferfahrten frühmorgens. 2015 gingen bei der Stadtpolizei Zürich 4550 Klagen wegen Ruhestörung ein. Vom Baustellen-

Foto: Keystone/Alessandro Della Bella

Nichts mit Dichtestress in den grünen Oasen der Stadt, hingegen wirds auf den Strassen regelmässig eng.

lärm über das Nachbarschaftsfest bis zum grölenden Fussballpöbel ist alles dabei, was stören könnte. Und will sich in einem traditionsreichen Gebäude eine Filiale von McDonald's oder Lidl einmieten, starten die Städter eine wütende Petition, um dies zu verhindern. Sie möchten lieber ein Lädeli als eine internationale Kette. Ist das inkonsequent? Oder ist es legitim, dass auch Stadtbewohner ein Stück Idyll und Beständigkeit suchen?

War früher alles besser?

Tatsache ist, dass die Städte seit rund 20 Jahren wieder begehrter sind. Anna Schindler, Direktorin der Dienstabteilung Stadtentwicklung Zürich, sagt: «Die Stadt verfügt mit ihren Arbeitsplätzen und ihrer Lebensqualität über eine hohe Anziehungskraft. Besonders attraktiv sind in der Stadt Zürich die Nähe zur Natur, die Kulturangebote und die hervorragenden Hochschulen.» Die steigende Nachfrage treibt allerdings Boden- und Immobilienpreise in die Höhe. Neu-

Foto: Keystone/Ennio Leanza

Foto: Keystone/Ueli Christoffel

Interessenkonflikte auf engem Raum sind vorprogrammiert: Die einen wollen nachts feiern, die anderen lieber schlafen.

Foto: Keystone/Martin Ruetschi

bauten, globalisierte Detailhändler und Gastronomieketten verdrängen altbekannte Institutionen und bedrohen damit unsere Identität. Der zunehmende Verkehr und rund um die Uhr geöffnete Lokale stören die Nachtruhe. In der Stadt scheint alles enger zu werden und den einen oder anderen unter «Dichtestress» zu setzen. Doch stimmt das alles wirklich? Die Stadtentwicklung Zürich kommt zu einem anderen Schluss: Der «Dichtestress» sei ein subjektiver Eindruck in besonderen Situationen, etwa zur Stosszeit in der S-Bahn. Zürich sei selbst im Schweizer Vergleich keine dichte Stadt – in der Stadt Genf zum Beispiel leben dreimal mehr Einwohner auf einem Quadratkilometer. Die repräsentative, seit 20 Jahren regelmässig durchgeführte Bevölkerungsbefragung der Stadtentwicklung Zürich zeigt fürs Jahr 2015, dass 79 Prozent der Stadtzürcher Bevölkerung finden, ihre Stadt verändere sich in eine gute Richtung. «Natürlich wünscht man sich das Wachstum nicht gerade vor der eigenen Nase», meint

Anna Schindler, «aber für 40 Prozent der Befragten könnte sich Zürich sogar noch dynamischer entwickeln.» Wichtig sei, dass Identitätsstiftendes erhalten bleibe und Alt und Neu zusammenpassen.

Mehr Platz für mehr Menschen

Blickt man in die weitere Vergangenheit, relativieren sich Klagen über die enge Stadt noch stärker. Immer wieder haben Städte Phasen der beschleunigten Veränderung erlebt: Ende des 19. Jahrhunderts entstanden rund um die mittelalterlichen Stadtkerne neue Wohn- und Industriequartiere, zwischen 1930 und 1950 wurden grosse genossenschaftliche Siedlungen gebaut, die in ihrer Modernität damals als radikal betrachtet wurden. Identität wurde immer wieder durchgeschüttelt. Zürich wuchs im letzten Jahrhundert zunächst stetig an, bis auf 440 000 Einwohner im Jahr 1962. Danach brach die Bevölkerungszahl ein: 1989 lebten noch 355 000 Menschen in der Stadt. In wenigen Jahren wird die Rekordzahl wohl wieder erreicht werden. Doch 1962 waren die Stadt und der verfügbare Wohnraum viel kleiner als heute, Dichtestress wäre zu Beginn der Sechzigerjahre eher verständlich gewesen. Und die mittelalterlichen Städte gelten bis heute als die dichtesten der Geschichte. Warum klagen Stadtbewohner also? Die Bevölkerungsbefragung besagt: Es ist der Verkehr. «Nicht der Lärm stört am meisten», erläutert Anna Schindler, «sondern Staus, Baustellen und fehlende Parkplätze.» Ein weiteres Problem in Zürich sei das knappe Wohnungsangebot.

Regeln mit und ohne Strafe

Nicht nur der Verkehr, sondern auch etwas anderes hat zweifellos zugenommen: die Vielfalt der Stadtbewohner. Die sozialen Bewegungen von 1968 und später haben dazu geführt, dass Lebenskonzepte und Bedürfnisse heute stark unterschiedlich sind. Die einen möchten schlafen, die anderen feiern. Diese Familie will einen Parkplatz, die andere einen Spielplatz. Beispiele liessen sich viele finden. Damit steigt auf begrenztem Raum die Zahl der Nutzungskonflikte. Ganz neu sind sie natürlich nicht. Die Historikerin Pascale Sutter berichtet in ihrem Buch «Von guten und bösen Nachbarn» davon, dass in Zürich schon im 15. Jahrhundert über Abfall, Wasserschäden, nächtliche Ruhestörung oder falsch parkierte Karren gestritten wurde. Damals waren allerdings die Regeln strikter: In vielen Städten wurden Gewerbe, Bekleidung und öffentliches Leben minutiös geregelt. Wer gegen die öffentliche Ordnung verstiess, riskierte schwere Strafen. In unserer freiheitlichen Gesellschaft sind die Grenzen weiter gesteckt. Vieles,

Was ist eigentlich eine Stadt?

10 000 Einwohner – das war bis vor wenigen Jahren die simple Definition für eine Stadt. Und als Agglomeration wurden zusammenhängende Siedlungsgebiete mit mindestens 20 000 Einwohnern bezeichnet. Diese Definitionen hatten aber den Nachteil, dass mit dem allgemeinen Bevölkerungswachstum auch sehr dörfliche Gemeinden nach einer Fusion oder reine Schlafgemeinden rund um die grossen Zentren als Stadt galten. Urbanen Charakter hatten sie allerdings trotz ihrer Grösse nicht.

Auch eine historische Betrachtung führt zu wenig überzeugenden Ergebnissen. Ihr zufolge gelten jene Orte als Stadt, die über ein altes Stadt- oder Marktrecht verfügen. Das malerische Werdenberg im Kanton St. Gallen mit etwa 90 Einwohnern rühmt sich aufgrund eines alten Marktrechts, die kleinste Stadt der Welt zu sein. Gelegentlich wird als Kriterium auch angeführt, dass eine Stadt ihre politischen Geschäfte nicht in einer Gemeindeversammlung, sondern in einem Parlament regle. Doch von den über 130 Mitgliedsgemeinden des Schweizer Städteverbands verfügen nur 109 über ein Parlament.

Was ist also heute die gültige Definition für eine Stadt? Was ist urban? 2014 definierte das Bundesamt für Statistik neue Kriterien. Es ermittelte den städtischen Charakter in einem mehrstufigen Verfahren, basierend auf der Bevölkerungsdichte. Zu den Kriterien gehören Einwohner, Beschäftigte und Logiernächte in Hotels. Orte, die eine hohe Dichte aufweisen, verfügen meist auch über ausgebaute Infrastrukturen und Dienstleistungen. Denn unter einer Stadt verstehen wir Orte, in denen Arbeitsplätze, Detailhandel, Gewerbe, öffentlicher Verkehr und Kultur konzentriert sind. Mit den neuen Kriterien der Statistiker sind fünf Gebiete als Agglomerationen ausgeschieden, ein neues ist dazugekommen. Heute gibt es 49 Agglomerationen mit 669 Gemeinden, wovon 430 als Kerngemeinden zählen.

Foto: Keystone/Walter Bieri

«Spar» ja – aber bitte nicht hier, sondern draussen, wo man ihn als Städter nicht vor der Nase hat.

was schon bei unseren Grosseltern nur in den eigenen vier Wänden möglich war, geht heute auch im öffentlichen Raum – vom Essen über die Musik bis zum Sonnenbad.

Was stört denn eigentlich?

Auch heute versuchen Städte, solche Nutzungskonflikte mit Regeln zu entschärfen. Die Stadt St. Gallen hat ein Merkblatt «Grundhaltung zur Nutzung des öffentlichen Raums» herausgegeben. Darin heisst es zum Beispiel: «Der öffentliche Raum gehört allen, die sich nicht rechtswidrig verhalten.» Einzelpersonen und Gruppen dürften ihn nicht exklusiv nutzen, Rücksichtnahme und Toleranz seien notwendig. Die Stadt Zürich hat vor einiger Zeit den Slogan «Erlaubt ist, was nicht stört» geprägt. Was für viele wohl nach einer Selbstverständlichkeit klingt, ist es aber nicht. In einem Artikel schreibt eine Zürcher Gemeinderätin der Alternativen Liste: «Der öffentlich zugängliche Raum muss nicht ständig konfliktfrei sein, und vor allem muss er nicht immer von Sozialarbeitern, Polizisten und anderen Staatsangestellten ‹zurechtgemacht› werden.» Für einen öffentlichen Raum, der partizipativ, demokratisch und inklusiv sei, brauche es keine paternalistische Verhaltenspolizei. Es scheint also, dass sich Stadtbewohner damit abfinden müssen, die Regeln des Zusammenlebens ständig neu auszuhandeln. Oft kann man sich nicht darauf verlassen, dass andere über die nötige Vorstellungskraft verfügen, um zu erkennen, was an ihrem Verhalten stört. Oder es ist ihnen schlicht egal. Aber gilt das nicht auch für die Einfamilienhaussiedlung auf dem Land? Apropos Land: Kürzlich beschrieb eine Journalistin im Feuilleton der «Neuen Zürcher Zeitung» die Vorzüge des Landlebens. In Deutschland erkennt sie eine Trendumkehr hin zur Landflucht. Schwappt der Trend auch in die Schweiz über, wird es in der Stadt vielleicht wieder etwas beschaulicher. ■

KOMMENTAR

Ja aber, nein danke

Bei McDonald's zu essen und bei Lidl einzukaufen, aber beide nicht in historischen Gebäuden in der Stadt zu tolerieren, scheint mir reichlich scheinheilig. Ist es denn besser, mit dem Auto statt dem Fahrrad zum Einkaufen fahren zu müssen, weil sich die bevorzugte günstige Lebensmittelkette gerne auf der grünen Wiese ausserhalb von Agglomerationen breitmacht? Für die Stadtplanung mag das gut sein, für die Raumplanung ist es ein ästhetisches und ökologisches Desaster. Stadtplanung kann nur so gut sein, wie die Städter es sind. Solange Billiganbieter und Ketten wie H & M, Burger King und Starbucks im grossen Stil nachgefragt werden, kann man ihnen das Bleiberecht in den historischen Stadtzentren nicht absprechen. Erst wenn eine Mehrheit der Stadtbewohner ihre Lebensmittel im Quartierladen kauft, die Kleider in der Boutique, und beim Auswärtsessen Restaurantketten meidet, die auf der ganzen Welt gleich aussehen und dasselbe servieren, kann man wieder von einer Stadtplanung sprechen, in der auch Ästhetik eine Rolle spielen darf. Dann ist aber auch fertig mit charakterlosen modernen Wohncontainern, die in grosser Zahl schöne alte Häuser und Mehrfamilienhäuser ersetzen. Verdichten ist gut und wichtig, das kann man aber auch schön. **Christine Schnapp**